

1. Einführung und Forschungsansätze

“Von zwei Ansatzpunkten lässt sich die Zukunft wiedergewinnen: Durch konkrete Praxen, die die Zukunft ent-privatisieren, vergesellschaftlichen, wie Ansätze einer solidarischen Ökonomie und durch die theoretische Praxis, das bestehende Denkverbot der Gegenwart zu durchbrechen: Wieder anfangen, Zukünfte zu entwickeln, die ein unbekanntes „ganz Anderes“ zur Gegenwart entwerfen. Aus den Utopien der Vergangenheit lässt sich für ein solches Vorhaben einiges lernen.”¹

Petra Schaper-Rinkel

1.1. Einführung

Die Absicht beim Start der Dissertation war es, ein neues Genossenschaftsmodell zu entwickeln, das mittels neuer Organisationsstrukturen und einer zusätzlichen internen Währung die ursprünglich angedachte, umfassend-genossenschaftliche Wirtschaftsweise stützen und befördern könnte. Diese Aufgabe erwies sich aus verschiedenen Gründen als sehr anspruchsvoll und lag manchmal quer zu den gängigen Wegen, die mit einer Doktorarbeit begangen werden. Das zentrale Problem war, dass der Untersuchungsgegenstand (das neue Modell) erst geschaffen werden musste und man sich einem „Beweis“ seiner Richtigkeit oder einer Messung seiner Wirksamkeit vorerst nur durch mittelbare Wege annähern kann. So waren viele übliche Vorgehensweisen und Untersuchungsmethoden nicht anwendbar. Außerdem ist die Schaffung eines Organisationsmodells ein kreativer Vorgang, der im klassischen zirkulären Wissenschaftsprozess nach Aristoteles nicht direkt abbildbar ist:

Theorie -> Deduktion -> Empirie -> Induktion -> Theorie

Entsprechend musste anfänglich stark an einer Methodik gearbeitet werden, um das Vorgehen nachvollziehbar und verständlich zu machen. Durch das transdisziplinäre Vorgehen, das ein halbes Dutzend Wissenschaftsbereiche umspannt, musste die Methodik im Wesentlichen ad hoc entwickelt werden. Ein weiteres Thema, das Fragen aufwerfen könnte,

1 Schaper-Rinkel, 2005, S. 567

ist die Vorgehensweise mittels didaktischer Assoziation (Herbart). Dabei wählte ich einzelne (seriöse) Quellen gerade darum aus, weil sie ins neue Modell hineinpassen, und kümmerte mich wenig um andere Quellen, die Erstere vielleicht relativieren oder gar widerlegen. Dies stellt natürlich einen subjektiven Eingriff dar und könnte als wissenschaftlicher Mangel ausgelegt werden. Ein Modell im hier vorliegenden Sinne ist jedoch keine objektive, vollständig herleitbare Einheit, sondern enthält kreative und somit subjektive Elemente, die zu einer maßgebenden Gesamtkomposition verbunden werden. Das Modell kann, sobald es postuliert und umfassend beschrieben worden ist, wieder mit den „normalen Methoden“ der deskriptiven Wissenschaften behandelt werden. Ich bitte den Leser oder die Leserin also, die einzelnen Kritikpunkte vorerst zurückzustellen und zuerst den Blick aufs Ganze zu richten und diesen Blick in die Beurteilung mitaufzunehmen. Im Sinne der Transparenz und Herleitung des „Modellbaus“ wurde dabei auch das „Gerüst des Baus“ zum größten Teil stehen gelassen. Das führt dazu, dass die Methodik der Herleitung nicht immer sauber von der eigentlichen Modellbeschreibung zu trennen ist und dadurch gewisse Redundanzen entstanden sind. Die gesamte Skizze ist so auch um einiges umfangreicher geworden, die Resultate sollten aber dadurch besser nachvollziehbar sein. Damit ist zu hoffen, dass diese Arbeit trotz einiger Ungewöhnlichkeiten einen fundierten Beitrag an die wissenschaftliche Diskussion zum Genossenschaftswesen leisten kann.

Die Dissertation könnte zudem auch als eine Weiterführung der Diskussion um eine *positive sozialistische Wirtschaftslehre* betrachtet werden, ein Begriff, den Karl Polanyi bereits in den 1920er-Jahren vorschlug, um die fruchtlose Dichotomie von Marktwirtschaft versus eine marktlose staatssozialistische Planwirtschaft aufzubrechen. Polanyi wies auf eine dritte Möglichkeit hin, worunter eine marktlose selbstorganisierte sozialistische Wirtschaft ohne Staatsdiktatur verstanden werden kann. Darin eingeschlossen wären seiner Ansicht nach z.B. die englischen Vertreter des funktionellen Gildensozialismus wie z.B. Sidney Webb/Beatrice Potter oder Theoretiker wie Eduard Heimann und Jacob Marschak. Das Ganze würde sich in eine funktionelle Theorie der Gesellschaft einordnen (Polanyi, 1979, S. 81f.). Hier knüpfe ich an verschiedenen Stellen daran an, und das Material, das ich mit Blick auf das neue Modell gesammelt habe, könnte unter diesem Blickpunkt auch zu einem theoretischen Beitrag zu einer neuen, dringend benötigten, *gemeinwohlorientierten Wirtschaftslehre* verarbeitet werden. Das wäre eine zweite Arbeit von großem Umfang, die ich hier nicht leisten konnte, für die aber ein Bedarf bestünde in der heutigen Zeit, in der die bereits zu enge Dichotomie sogar durch eine reine Monotonie einer welt-

weit immer stärker monopolisierten „Pseudo-Marktwirtschaft“ abgelöst wurde.

1.2. Relevanz des Themas

Unterstützt durch die Ideologie des Neoliberalismus kehrten Ende des 20. Jahrhunderts viele soziale Probleme auch in die „entwickelten“ Industrieländer zurück. Der Kapitalismus in seiner neuen Form des Finanzkapitalismus begann, sukzessive seine Beschränkungen und Fesseln zu zerschneiden², die sozialen Sicherungssysteme und Errungenschaften wieder zu demontieren und abzubauen sowie die erst vor kurzer Zeit erreichten ersten Erfolge zum Schutz der Umwelt auszuhöhlen. Die Grenzen des Wachstums als Grenzen des Ökosystems der Erde wurden aber gleichzeitig immer deutlicher sichtbar und können heute nicht mehr ignoriert werden.

Nicht erst seit der großen Finanzkrise 2008 wurden Möglichkeiten gesucht, wie eine stabilere, bezogen auf die Umwelt nachhaltigere und gerechtere Wirtschaft aussehen könnte, sondern bereits seit Beginn der Industrialisierung wurden bessere Möglichkeiten vorgeschlagen, wie man wirtschaften sollte. Zur Zeit der schlimmsten sozialen Zustände im Europa des 19. Jahrhunderts waren insbesondere die modernen Genossenschaften ein zentraler Lösungsansatz für die als „Soziale Frage“ bezeichnete Problemlage. Die Zustände in den nördlichen und westlichen Ländern haben sich in der Zwischenzeit zwar stark gebessert, aber dafür hat die herrschende Wirtschafts- und Lebensweise weitere, noch viel größere Probleme geschaffen. Die Geschwindigkeit und das Ausmaß des Ressourcenverbrauchs, der Natur- und Umweltzerstörung, der Anreicherung der Luft mit klimaschädlichen Gasen etc. hat nie dagewesene Ausmaße erreicht. Durch das Erreichen von vielerlei wirtschaftlichen Grenzen bei Rohstoffen, Umweltverschmutzung, Übernutzung und Besiedelung der Erde ist

2 Wichtige Meilensteine dazu waren z.B. die Reprivatisierung der Staatsgüter der ehemaligen kommunistischen Staaten des Ostblocks ab 1989, die Aufhebung des Glass-Steagall-Aktes, d.h. der strikten Trennung des Kreditgeschäfts mit Privatkunden vom Investmentbanking im amerikanischen Bankensystem durch Präsident Clinton 1999, oder die Entwicklung von ursprünglich als Absicherung in der Landwirtschaft verwendeten Derivaten hin zu reinen Spekulationspapieren ab 1971 (vgl. NZZ Folio, „Die Finanzkrise“, Januar 2009, <https://folio.nzz.ch/2009/januar/die-finanzkrise-3-wie-konnte-das-nur-passieren>, Zugriff am 16.04.2020) sowie weitere.

das Ende eines quasi-offenen Systems erreicht, und es müsste schon längst mit einem „geschlossenen System“ einer Weltwirtschaft gerechnet werden. Stattdessen setzen Politik und Wirtschaft auf weiteres Wachstum, als gäbe es keine Grenzen. Alternativen werden zwar angefragt: Ein „anderes Wirtschaftssystem“ wird vielfach von Expertinnen und Experten, aber beispielsweise auch in Bevölkerungsumfragen³ gefordert. Dennoch sind die Vorschläge dafür nur sehr vage oder erschöpfen sich in Einzelmaßnahmen wie z.B. ethisches Banking, Fairtrade oder biologische Produktion der Nahrungsmittel (Biologischer Landbau). Die Genossenschaftsbewegung, soweit sie als solche existiert, wird meist nur am Rande als Lösungsweg erwähnt. Die Bewegung reagiert auch nur sehr dezent auf diese Herausforderung. Man erhält den Eindruck, dass die Genossenschaften ihre kraftvollen Ursprünge vergessen und die aktuellen Bedrohungen aus ihrem Bewusstsein verdrängen⁴. Denn die Genossenschaftsbewegung hätte nach wie vor eindruckliche Lösungen für eine nachhaltigere Wirtschaftsweise anzubieten. Viele Exponenten der Genossenschaftsbewegung vermeiden es jedoch, sich mit einem Rückgriff auf ältere Zeiten als „revolutionär“, „antikapitalistisch“ oder gar „sozialistisch“ oder „anarchistisch“ zu präsentieren, sondern sprechen lieber, wie z.B. die International Co-operative Alliance (ICA), von einem werteorientierten Unternehmertum⁵ oder wie der Deutsche Genossenschafts- und Raiffeisen Verband (DGRV) von Zielen, die gemeinsam besser erreicht werden könnten, oder einer ergänzenden Unterstützung der wirtschaftlichen Tätigkeit durch ein gemeinschaftliches Unternehmen⁶. Dieses Selbstbild der Genossenschaften war zu Beginn ein

3 Acht von zehn Bundesbürgern wünschen sich angesichts der europaweiten Krise eine neue Wirtschaftsordnung. Dies ergab eine Umfrage des Meinungsforschungsinstitutes TNS Emnid, die im Auftrag der Bertelsmann Stiftung durchgeführt wurde. (Artikel in der ZEIT vom 15. August 2012 <https://www.zeit.de/wirtschaft/2012-08/umfrage-deutschland-wirtschaftsordnung>, Zugriff 03.06.2019)

4 Appelle wie Hans Münkners *Organisiert Euch in Genosschaften!* gibt es zwar, sie verhalten aber ungehört im Tagesgeschäft.

5 “The International Cooperative Alliance is the voice of cooperatives worldwide: It was established in 1895 to promote the cooperative model. Today cooperative members represent at least 12% of humanity. **As businesses driven by values** and not by the remuneration of capital, the 3 million cooperatives on earth act together to build a better world.” (<https://www.ica.coop/en>, Zugriff 03.06.2019)

6 **„Gemeinsam seine Ziele besser zu erreichen** als im Alleingang, das ist der Grundgedanke einer jeden Genossenschaft. Eine genossenschaftliche Kooperation bietet sich immer dann an, wenn das Verfolgen eines wirtschaftlichen Ziels die Leistungsfähigkeit des Einzelnen übersteigt, zugleich aber die selbständige Existenz gewahrt werden soll. **Mit Hilfe eines gemeinschaftlich betriebenen Unternehmens wird die wirtschaftliche Tätigkeit der Genossenschaftsmitglieder**

völlig anderes, viel radikaleres. Auf dem Feld der sozialen Wirtschaft waren Genossenschaften lange führend im Erkennen von Zeitnotwendigkeiten und im Finden von adäquaten Antworten auf wirtschaftliche Krisen. Genossenschaftliche Vordenker und Vordenkerinnen setzten sich mit aller Vehemenz für ihren Weg ein, den sie mit guten Gründen als einen besseren wahrnehmen mussten als das verantwortungsscheue Laissez-faire des Kapitalismus, das zur Oligarchie und in die Ausbeutung großer Massen führte. Sie setzten sich später auch gegen die gewaltvollen Heilslehren des Kommunismus ein, der zur Diktatur der Partei und zur Unterdrückung der Individualität führte und sich inzwischen auch selbst demontiert oder wie im Falle Chinas in eine noch effizientere Form des Kapitalismus umgewandelt hat.

Dieses Bewusstsein, auf die Überwindung des heute als einziges angebotenen, aber nur für wenige sich als Vorteil erweisenden Wirtschaftssystems Kapitalismus hinzuarbeiten, ist verloren gegangen. Franz Oppenheimer beschreibt bereits 1896 einen gewissen Verlust der ursprünglichen Zielsetzung: *„Zwei Generationen genossenschaftlicher Arbeit liegen hinter uns. In dieser Zeit hat das Genossenschaftswesen in einer Ausdehnung an Boden gewonnen, wie es kaum jemand zu hoffen gewagt hätte; es ist eine neue Art wirtschaftlicher Organismen entstanden von erstaunlicher Gesundheit, Macht und Größe [...]. Aber eine ganz andere Frage ist es, ob diese an sich erfreulichen Erfolge auf dem Gebiet erzielt worden sind, zu dessen Pflege die Genossenschaft ursprünglich gegründet wurden.“* (Oppenheimer, 1896, S. 12) Und er weist darauf hin, die soziale Frage zu lösen, sei die Aufgabe, die den Genossenschaften anfänglich gestellt war und die sie noch immer zu lösen hätten. (ebd.) Zweck sei also nicht nur, den Arbeitenden das Elend individuell erträglicher zu machen, d.h. im betriebswirtschaftlichen Sinne als einzelne Unternehmen Erfolg zu haben, sondern eine volkswirtschaftliche Wirkung zu entfalten und die wirtschaftlichen Grundprobleme zu lösen. Sein zusammenfassendes, hartes Urteil am Ende der Einleitung könnte auch heute noch gesprochen werden: *„Das bisherige Genossenschaftswesen hat – praktisch genommen – bisher lediglich privatwirtschaftliche Wirksamkeit entfaltet. Und was bedeutender ist: die theoretischen Grundlagen des Genossenschaftswesens in seiner heutigen Gestalt sind derartige, dass es auch keine anderen als privatwirtschaftliche Wirksamkeit entfalten kann. Oder von negativer Seite aus: das bisherige*

ergänzend unterstützt. Man tritt gemeinsam am Markt auf, etwa um günstige Absatz- und Beschaffungskonditionen zu erlangen oder aber betriebliche Funktionen effizienter und qualitativ besser ausüben zu können.“ (<https://www.dgrv.de/de/genossenschaftswesen/genossenschaft.html>, Zugriff 03.06.2019)

1. Einführung und Forschungsansätze

Genossenschaftswesen hat zur Lösung seiner ersten und eigentlichen Aufgabe, den Arbeiterstand als Ganzes zu heben und eine vernünftige Wirtschaftsordnung an Stelle der bestehenden zu setzen, durchaus nichts geleistet.“ (Oppenheimer, 1896, S. 15-16)

Auch Martin Buber kommt mehr als 50 Jahre danach zu einem ähnlichen Schluss: *„Die heroische Epoche der modernen Genossenschaft hat die Wandlung der Gesellschaft vor sich gesehen, die apparatemässige sieht im wesentlichen nur noch den wirtschaftlichen Erfolg der einzelnen genossenschaftlichen Unternehmung vor sich; die erste ist gescheitert, aber damit ist über Ziel und Weg noch nicht das Urteil gesprochen, die zweite hat große Erfolge zu verzeichnen, aber wie Etappen auf dem Weg zum Ziel nehmen sie sich wahrhaftig nicht aus.“* (Buber 1967, S. 101)

Viele Genossenschaften haben sich seither sogar noch stärker an die für einen schrankenlosen Kapitalismus optimierten vorherrschenden Unternehmensformen angenähert und akzeptieren die Ideologie von Konkurrenz und Markt, bedingungslos. Viele wuchsen im Laufe der Zeit auch zu beachtlicher Größe oder fusionierten zu riesigen Gebilden parallel zu den Konzerngebilden der kapitalistischen Privatwirtschaft, an die sich Genossenschaften auch sonst immer mehr anghen. Der Kapitalismus scheint also tatsächlich alternativlos zu sein. Die Frage ist deshalb, ob überhaupt und wie Genossenschaften wieder zu ihrer ursprünglichen Idee der Überwindung eben genau dieses Kapitalismus und der Schaffung eines fairen, gemeinschaftlichen und sinnbezogenen und heute auch bezogen auf die natürlichen Grenzen nachhaltigen Wirtschaftens zurückfinden können. Antworten darauf sind dringend notwendig, um den multiplen Herausforderungen zu begegnen, die unsere Gesellschaft heute mit Auflösung und Zerstörung bedrohen. Wo könnte angesetzt werden, um hier eine Veränderung zu bewirken?

Neben dem Verlust der ursprünglichen gesellschaftsbezogenen Forderungen ist insbesondere auch die Idee der *Vollgenossenschaft* in Vergessenheit geraten. Mit *Vollgenossenschaft* wurde eine Genossenschaftsform bezeichnet, die eine volle und umfassende Versorgung unter maximaler Beteiligung und Mitsprache der Mitglieder sowie Gemeinbesitz im besten Sinne von funktionierender Allmende (Commons) vorsieht. Dies war auch ein Kern der modernen Genossenschaftsidee selbst, die im 18. und 19. Jahrhundert durch ihre Vordenker und „Utopisten“ entwickelt wurde. Dabei ist der Aspekt der Lebensgemeinschaft, wie ihn beispielsweise Hettlage (1983, S. 198f.) als zentral für eine Vollgenossenschaft sieht, meiner Ansicht nach nicht zentral, sondern in einem erweiterten Sinne zu definieren und darf nicht unterschwellig mit der Familien- oder Stammesge-

meinschaft gleichgesetzt werden. Hier muss das Bild einer neuen hochentwickelten, visionären, bedarfswirtschaftlichen Gemeinschaftsform ernst genommen werden, das die Vordenkerinnen und Vordenker entwarfen. Die Vollgenossenschaft steckt aber, was ihre reale Umsetzung anbelangt, tatsächlich noch in vielen Belangen in den Kinderschuhen und müsste weiterentwickelt und an die Erfordernisse der Zeit angepasst werden. Diese Aufgabe wird heute aber nur in Nischenbereichen diskutiert oder ernsthaft weiterverfolgt. Damit werden die Chancen eines der aussichtsreichsten Vorschläge für eine an sich nachhaltige Lebensweise nicht wahrgenommen, und die Vorstellung einer grundsätzlich anderen Wirtschaftsform auf genossenschaftlicher Basis bleibt stark eingeschränkt.

Zwei weitere Gründe, die die Entwicklung der Genossenschaftsbewegung behindern, sind denkbar: eine Minimalisierung des eigentlichen Genossenschaftsgeistes durch einen stark gewachsenen Individualismus auf der einen Seite und insbesondere die finanzielle Dimension und das Geld- und Währungssystem selbst als eine starke Quelle struktureller Macht auf der anderen Seite.

Diese Sichtweise beruht vorläufig auf sicherlich stark selektiven Beobachtungen, die später noch genauer ausgeführt werden müssen. Dazu dienen die nächsten beiden Kapitel.

1.3. Aufgabenstellung

Die im vorigen Abschnitt erwähnten, vorläufig persönlichen Interpretationen der Situation und des Bedarfs an neuen Formen des Wirtschaftens können zu einer ersten These und Aufgabenstellung verdichtet werden.

„Die gegenwärtige Wirtschaftsweise, genannt Kapitalismus, verursacht sehr viele Schäden und hat gravierende Unzulänglichkeiten. Es müssen deshalb bessere Möglichkeiten des Wirtschaftens gesucht und Modelle und Systeme gefunden werden, die ein nachhaltiges Leben und Überleben von Mensch und Natur ermöglichen.“

Dies muss nun weiter präzisiert werden und es wird hier vermutet, dass ein hohes Potenzial, ein besseres Wirtschaftsmodell zu finden, im Bereich der Genossenschaften zu finden ist. Dort ist dieses Potenzial aber nicht mehr offensichtlich, da bestehende Genossenschaften unter starken Einschränkungen oder Verlust der Transformationsfunktion leiden. Wenn dieser Verlust nicht akzeptiert wird, kann daraus in Anbetracht des heuti-

1. Einführung und Forschungsansätze

gen, ebenfalls angenommenen Bedarfs an neuen Wirtschaftsformen ein Handlungsbedarf abgeleitet werden.

Zur Übersicht über den Anspruch auf Systemveränderung verschiedener Genossenschaftstypen dient das Schema von Hettlage, das damit über die Vorstellung eines „mehr Genossenschaften“ oder „Organisiert Euch in Genossenschaften“ (Münkner, 2014) hinausweist:

Abbildung 1: *Genossenschaften als Akteure einer gesellschaftlichen Transformation (Hettlage, 1990, S. 304)*

	Veränderungsumfang des Systems		

Bezug zu bestehenden Wirtschafts- u. Gesellschaftssystemen	Geringer Anspruch → Hoher Anspruch		
Ergänzungsfunktion	Korrektur von Systemschwächen	Experiment mit neuen Zielen und Mitteln	
		↓	
Transformationsfunktion		Übergang zu anderem Ordnungsentwurf	Eigener Ordnungstypus

Ein Großteil der heute bestehenden Genossenschaften befindet sich demgemäß links oben im Schema, weil sich diese Genossenschaften mit einer Ergänzungsfunktion begnügen und, wenn überhaupt, nur einen geringen Anspruch auf Systemveränderung haben. Was heute weitgehend fehlt, sind Genossenschaften mit einem hohen Anspruch auf eine Systemveränderung und einer klaren Ausrichtung auf eine Transformationsfunktion, also im Feld rechts unten.

Der Handlungsbedarf lautet damit: „Es müssen wieder mehr neue transformative Genossenschaften geschaffen werden.“

Dass Hettlage dem Feld rechts unten sogar den Begriff „Eigener Ordnungstypus“ gibt, kann hier wörtlich genommen und daraus eine zweite These als Aufgabenstellung der Arbeit abgeleitet werden:

„Es ist ein Genossenschaftsmodell zu finden, das eine starke Transformationsfunktion und einen hohen Anspruch auf Systemveränderung besitzt. Dafür muss (vermutlich) ein eigener Ordnungstypus, d.h. ein neues Modell entwickelt werden.“

Es handelt sich also um eine kreative Arbeit und eine mindestens teilweise Neuschöpfung eines Modells, das dann als mögliches Element einer Systemveränderung wirken könnte. Hier kann daran angeknüpft werden, dass moderne Genossenschaften ebenfalls zuerst als utopische Vorschläge oder Modelle postuliert wurden, bevor sie in Erscheinung traten (Fourier, St. Simon, Owen etc.).

1.4. Zielsetzung

Die Arbeit hat das übergeordnete Ziel, einen konkreten und begründeten Vorschlag für eine alternative Wirtschaftsweise darzustellen, die den bestehenden, in vielerlei Hinsicht unzulänglichen Kapitalismus überwinden könnte. Es soll dabei hier also für das Feld „hoher Anspruch an den Veränderungsumfang des Systems“ mit „Transformationsfunktion“ (Abb. 1) mittels der genossenschaftlichen Wirtschaftsformen ein konkreter Vorschlag zur Änderung des Systems auf der Mikroebene entwickelt und vorgestellt werden. Dabei geht es nicht um ein „moralisches“ oder rein normatives Ansinnen, sondern um die Schaffung einer Vorstellung einer möglichen Zukunft mit Schwerpunkt auf den wirtschaftlichen Strukturen und Prozessen. Das heisst hier eine wissenschaftlich fundierte *Reale Utopie* (Wright) oder *Konkrete Utopie* (Bloch) so darzustellen, dass sie erkannt, diskutiert, weiterentwickelt und vielleicht dereinst auch umgesetzt werden könnte. Darum wird der Ansatzpunkt dazu im Konzept der Vollgenossenschaften gesucht. Die konkreten Zielsetzungen dieser Arbeit sind also:

1. Die Vollgenossenschaft soll als historisches Konzept rekapituliert und mittels zusätzlicher Erkenntnisse über Geldsysteme und Währungen und mit einer verstärkten Einbindung der Mitglieder zu einem konsistenten Baustein der Zukunftswirtschaft ausgebaut werden.
2. Das neue Modell soll einen Beitrag zum wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs zur Überwindung des Kapitalismus und zur Schaffung nachhaltiger Wirtschaftsformen liefern.
3. Das Modell soll Anhaltspunkte für weitere Forschung und für praktische Versuche und Projekte liefern.

1. Einführung und Forschungsansätze

4. Es sollen Empfehlungen aus der Modellentwicklung abgeleitet werden, wie bestehende Genossenschaften ihre Wirksamkeit verstärken können.

Dieser Ansatz einer Systemveränderung durch das Organisationsmodell „Genossenschaft“ impliziert eine Hypothese für diese Arbeit, die wie folgt formuliert werden kann:

„Soziale Systeme lassen sich durch die Formulierung und Postulierung von Utopien, utopischen Konzeptionen oder neuen Gesellschafts- und Wirtschaftsmodelle verändern, das heißt, die detaillierte Formulierung und Begründung eines neuen Genossenschaftsmodells kann nicht nur einen Beitrag zur Lösung sozialer und wirtschaftlicher Problemstellungen bieten, sondern hat als synthetischer Ansatz auch als wissenschaftliche Methode eine Berechtigung.“

Diese These kann innerhalb der Dissertation nicht direkt verifiziert oder falsifiziert werden, sondern erst durch den daraus folgenden Diskurs oder mit einer Umsetzung des beschriebenen Modells auf ihre Wertigkeit überprüft werden. Sie soll hier deshalb nur den gedanklichen Rahmen für diese Arbeit bilden.

1.5. Zum Wissenschaftsverständnis

1.5.1. Analyse- und Erkenntnisorientierung

Als charakterisierend für die dominierende Herangehensweise in den heutigen Wissenschaften stehen die Vorstellung einer möglichst „reinen Erkenntnis“ des zu Beobachtenden und zu Bestimmenden sowie der Versuch, Gesetzmäßigkeiten und möglichst auch numerische Zusammenhänge aus den vorliegenden empirischen Befunden abzuleiten, möglichst ohne Urteile über eine Qualität oder Moral (gut, schlecht) darin einfließen zu lassen, was häufig als wissenschaftlich an sich angesehen wird. So sind Analyse und Erkenntnis von Zusammenhängen, Mustern oder Verhaltensweisen etc. auch ein Zentralinhalt der klassischen Sozialwissenschaft. Im vorliegenden Fall bildet dieser „kernwissenschaftliche“ Teil jedoch nur den Rahmen und liefert notwendige Grundlagen und „Rohstoffe“ (Begriffe, Kategorien und Relationen), um die Modellentwicklung zu fundieren. Die notwendigen Bausteine wurden primär bei Begründern und wichtigen Autorinnen und Autoren der älteren Soziologie im Rahmen der systembasierten Ansätze gesucht. Weiter unten werden diese Ansätze vereinfacht

und bestimmte, für das Vorhaben dieser Arbeit nützliche Teilaspekte der von den verschiedenen Autorinnen und Autoren entwickelten Theorien ausgewählt, um den gewünschten Rahmen für die verwendeten Methoden zu bilden.

Das Thema Vollgenossenschaften bzw. – mit einem anderen Begriff – „Wirtschaftsgemeinschaften“ liegt auf dem Schnittpunkt von Wirtschaft und Gesellschaft und gehört zu einem Gebiet, für das der Soziologe Max Weber auch den Begriff *Sozialökonomik* geprägt hat, nach dem auch sein Hauptwerk benannt ist.⁷ Damit bietet sich an, mit Webers Grundlagen der Soziologie einzusteigen.

Auf der ersten Seite von „Wirtschaft und Gesellschaft“ definiert Weber (1922, S. 1): „Soziologie (im hier verstandenen Sinn dieses sehr vieldeutig gebrauchten Wortes) soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will.“ Es geht damit vornehmlich um Analyse und Erkenntnis oder Reflexion und Bewusstmachung menschlichen Handelns. Dabei wird die Idee der Deutung „wie in aller Wissenschaft überhaupt“ nach einer Evidenz⁸ fokussiert. Dazu präzisiert Weber die Evidenz des Verstehens als von entweder rationalem (logischem oder mathematischem) oder einfühlendem, nacherlebendem (emotionalem, künstlerisch-rezeptivem) Charakter. (vgl. Weber, 1922, S. 2). Die ersten 29 Seiten seines Werkes verwendet Weber dazu, seine methodischen Grundlagen ausführlich darzulegen und die notwendigen Begriffe zu definieren, die er im weiteren Werk das insgesamt über 800 Seiten umfasst, dann zur Anwendung bringt. Diese Begriffs- oder „Definitionslehre“ von Weber wurde später stark kritisiert, so z.B. aus eher marxistisch orientierten Kreisen⁹, wohl vielfach auch, weil sie in ihrer umfassenden und komplex strukturierten Art ein

7 Max Weber: Grundriss der Sozialökonomik, meist gleichgesetzt mit dem 3. Teil (III. Abteilung, 1922) „Wissenschaft und Gesellschaft“.

8 Unmittelbare und vollständige Einsichtigkeit, Deutlichkeit, Gewissheit.

9 Z.B. in den Marxistischen Streit- und Zeitschriften (1980, S. 4) „ist der Soziologe [Weber] auf einen an und für sich unpassenden (wenngleich der Definition seiner Theorie entsprechenden) Einfall gekommen, nämlich auf die Begründung seiner Definitionen. Unpassend ist dies, weil es einerseits den Anspruch der Definitorik in Frage stellt: Max Weber scheint ja immer noch daran zu zweifeln, ob ihm seine Enthüllungen über das ‘soziale Handeln’ nun gelungen sind und wenigstens der Wissenschaft das fehlende Bewusstsein der Gesellschaft verpasst wurde. Für Definitionen ist es andererseits schon gleich unpassend: Denn man kann doch nicht zuerst jeden Erklärungsanspruch peinlichst vermeiden und immer nur ‘soll heißen, soll heißen’ sagen – und dann im nächsten Zug alles Mögliche erklären, um damit zu beweisen, dass man nur definieren kann!“

geschultes Abstraktionsvermögen erfordert. Sie birgt aber den unschätzbaren Vorteil einer klaren Beschreibung der Ausgangslage und ermöglicht insbesondere eine fortgeschrittene Kommunikation unter verschiedenen Beobachtern des menschlichen Handelns („Soziologen“). In diesem Sinne beziehe ich mich hier ebenfalls auf den Ansatz von Weber und werde später verschiedene Definitionen und Begriffsbestimmungen („Kategorien“) verwenden oder einführen, ohne jedoch den Ansatz der „Kategorienlehre“ direkt aufzunehmen. Im Bereich des Wirtschaftens (Weber, Kapitel II, S. 31-121) weichen meine effektiven Definitionen dann auch stark von denjenigen Webers ab. Webers Ansatz erweist sich aber als sehr hilfreich beim Erkennen und Beschreiben von Elementen und deren Beziehungen in einem systembasierten und strukturhistorischen Zusammenhang.

1.5.2. Grundsätzliche Arbeitsweise

Anhand des bisher Gesagten ist schon ersichtlich, dass die Arbeit sich in ihrer gesamten Anlage und insbesondere durch die Idee, ein neues Organisationsmodell zu entwickeln, von einer Standard-Dissertation unterscheidet. In diesem Abschnitt geht es nun darum, die gewählte Methodik vorzustellen und so weit als möglich zu begründen.

Die Bemühung um eine vollständige methodische Klarheit und eine gründliche theoretische Fundierung stand bewusst zurück gegenüber der eigentlichen Modellbildung als kreativem Akt. Dennoch wurde versucht, hier auch diese Prozesse und das Vorgehen so weit wie möglich methodisch zu erfassen, sozialwissenschaftlich zu verorten und danach als Leitfaden der Prozessbeschreibung zu verwenden. Grundsätzlich war klar, dass in dem geplanten Vorhaben eine größere Zahl von Gebieten aus folgenden Hauptbereichen bearbeitet werden musste:

1. Wissenschaftsverständnis
2. Transdisziplinarität und didaktische Assoziation
3. Utopiebegriff und Veränderungsprozesse
4. Systemansatz (Systemtheorie)
5. Organisationsdesign (Organisationstheorien)
6. Historisch-kreative Analyse
7. Monetäre Theorien (Währungsdesign)

Die ersten beiden Punkte bilden dazu den Grundrahmen und die Punkte 3 bis 7 den eigentlichen Methodenkasten, aus dem geschöpft werden soll. Das Ziel war, wie erwähnt, nicht, die jeweils bestmögliche Methode zu finden, sondern primär die Machbarkeit des Vorgehens und ein konsisten-

tes Modell darzulegen. Aus diesem Grund wird im Folgenden jeweils nur eine relativ klein angelegte Methodenreflexion bzw. ein beschränkter Ausschnitt aus der gesamten Forschungsliteratur präsentiert.

Durch den Ruf nach „etwas Neuem“ handelt es sich im vorliegenden Fall um ein Veränderungsprojekt, was den Zukunftsaspekt mit entsprechenden methodischen Implikationen hineinbringt. Rein deskriptive sozialwissenschaftliche Ansätze, in denen bloß ein Zustand erfasst wird, sind damit nicht ausreichend. Es soll hier ein „idealer Zustand“ (Utopie) durch ein „neues Modell“ postuliert werden, wobei dieser Zustand durch eine „Verbesserung“ (Veränderung, Transformation, Entwicklung etc.) des Bestehenden angestrebt werden soll. Deshalb mussten Elemente der Utopieforschung sowie Theoriebildung zu Werten und Forderungen und der Bereich transformativer Methoden und Ansätze hinzugezogen werden. Schließlich sind gestalterische und aktionsorientierte Methoden relevant, die eher in den Bereichen Kunst und Technik vorzufinden sind.

1.5.3. Wissenschaftsverständnis: Kreativwissenschaft

Zu Design und Kreativität gibt es zwar viele methodische Ansätze, aber keine allgemein anerkannten Standards und auch keine offiziell dafür zuständige Wissenschaft. Einige Autoren sprechen zwar von „Designwissenschaften“ oder Systemwissenschaften im Übergang zum Design. Z.B. beschreibt es Wolfgang Jonas folgendermaßen: *„Systemwissenschaften bezeichnet keine Bezugsdisziplin der Designwissenschaft, sondern eine lose gekoppelte, heterogene Sammlung von Ansätzen, Theoriefeldern, Denkweisen der unterschiedlichsten Art, die sämtlich um den zentralen Begriff des Systems gruppiert sind. Sie umfasst für mich mindestens die General System Theory, die Kybernetik, das Operations Research und das Systems Engineering, die soziologische Systemtheorie, die Kybernetik 2. Ordnung und möglicherweise neue hybride Konzepte wie die Actor-Network-Theory (ANT).“* (Jonas, 2010, S. 170) Bezeichnenderweise wird also ein ganzes Bündel von Theorien und Wissenschaftsfeldern genannt, die hier zum Zuge kommen können. In dem vorliegenden Zusammenhang könnten dazu noch Elemente der Organisationswissenschaften, Innovationswissenschaften, Kreativitätstechniken oder Methoden aus der Kunst genannt werden. Dies ist nicht verwunderlich, geht es doch bei der Hervorbringung oder Schöpfung von Neuem um den kreativen Akt, bei dem Vielfalt und Diversität sowohl Voraussetzung als auch Ergebnis darstellen.

1. Einführung und Forschungsansätze

Die klassische Wissenschaft¹⁰ als Erkenntniswissenschaft versucht mittels Induktion, d.h. aus der Beobachtung der Vielfalt ein dahinterliegendes Prinzip, d.h. eine Einheit (z.B. eine Formel) zu finden. Wenn eine Formel vorliegt, können durch Deduktion allenfalls fehlende weitere Formen postuliert und evtl. gefunden werden, sofern die Theorie korrekt ist. Diese beiden Schritte innerhalb der Erkenntniswissenschaft werden als Erfahrungs- oder Grundlagenwissenschaft und als Handlungswissenschaft bezeichnet. Die Erstere versucht, ein vollständiges Grundlagenwissen in deskriptiver Art empirisch-analytisch oder statistisch-empirisch herzuleiten. Die Zweite versucht, praktisch anwendbares Wissen auf präskriptive Art normativ-gestaltend oder wertend-normativ zu finden (vgl. Simon, 2018). Dabei wird aber im Grunde davon ausgegangen, dass die Handlungswissenschaften sich mit ihrem gestaltenden Teil innerhalb des Rahmens der Erfahrungswissenschaft bewegen sollten. Dieses vorherrschende Wissenschaftsverständnis, das sich im Wesentlichen auf Mathematik und Naturwissenschaften abstützt, wird auch als Subjekt-Objekt-Modell bezeichnet (Scherer / Marti, 2019, S. 21 ff.) und hat sich besonders mit dem kritischen Realismus von Karl Popper und Hans Albert zu einer heute immer noch sehr einflussreichen Form niedergeschlagen.

Eine „andere Wissenschaft“, die hier als „Kreativwissenschaft“¹¹ bezeichnet wird, obwohl dieser Begriff kaum verwendet wird, könnte im Zusammenhang mit der hier verwendeten Methodik so beschrieben werden, dass sie aus der Beobachtung der Vielfalt ein weiteres passendes Element (er)finden will, das dazukommen sollte, ohne aber zuerst eine Theorie zur Vielfalt zu entwickeln. Es handelt sich also nicht um Deduktion, sondern um „Invention“. Die „Richtigkeit“ der Invention entscheidet sich dadurch, ob das neue Element einen Platz in der Vielfalt findet und sich mit einigen seiner neuen Eigenschaften auch auf andere Elemente ausdehnen kann.

Bei diesem Erklärungsmodell hätten also Erkenntniswissenschaft und Kreativwissenschaft eine quasi um 180 Grad gewendete Blickrichtung auf

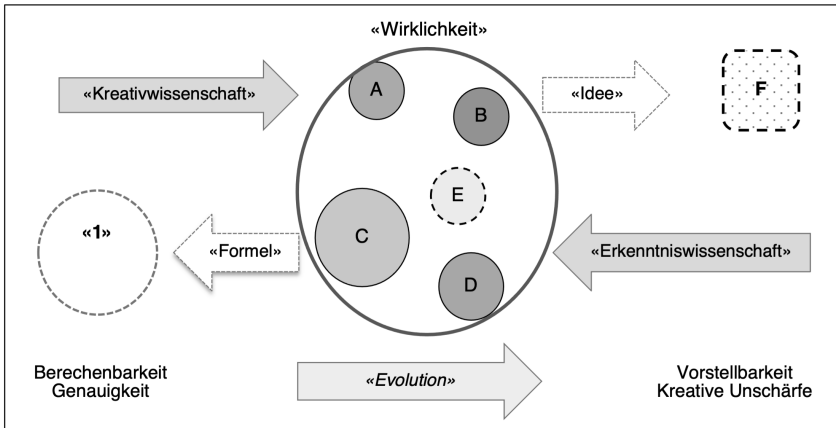
10 „Die *Wissenschaft* ist ein System der Erkenntnisse über die wesentlichen Eigenschaften, kausalen Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten der Natur, Technik, Gesellschaft und des Denkens, das in Form von Begriffen, Kategorien, Maßbestimmungen, Gesetzen, Theorien und Hypothesen fixiert wird.“ Wikipedia.de, Zugriff 02.05.2019.

11 Es wird hingegen „Wissenschaft der Kreativität“ (science of creativity) verwendet, womit aber doch meist die Erforschung der Erscheinung der Kreativität beim Menschen gemeint ist (Kreativitätsforschung), z.B. in der Hirnforschung oder der Psychologie. Die Kreativität ist dabei das Erkenntnisobjekt (vgl. Brodbeck, 2006).

die Erkenntnisgegenstände. Bildlich könnte das wie in Abbildung 2 aussehen.

Diese Begründungsrichtung von rechts (hier bildlich optisch aber auch als logisches Vorgehen zu verstehen) kann als „reduktiv“ bezeichnet werden (Geithmann / Hegselmann, 1977, S. 358ff.). Diejenige von links wäre dann die „konstruktive“ (ebd.) oder auch „produktive“ Begründungsrichtung (Scherer / Marti, 2019, S. 40).

Abbildung 2: Wissenschaftliche Blickrichtungen auf die Wirklichkeit



Die „Erkenntniswissenschaft“ „extrahiert“ aus ihrer Beobachtung der bestehenden Formen (A, B, C, D) die dahinterliegenden Zusammenhänge, findet eine Erklärung, z.B. eine Formel oder eine Theorie, die auf eine Einheit („1“) dahinter deutet. Im Extremfall der theoretischen Physik wird sogar „eine Weltformel“ postuliert, die alle bekannten Kräfte in einen einzigen Zusammenhang bringen soll. Wenn die Theorie genug gut ist, können allenfalls fehlende Elemente (E) postuliert und durch verfeinerte Beobachtung auch noch gefunden werden. Beispielsweise konnte durch die Entschlüsselung der Gesetze der Himmelsmechanik und aus den daraus ermittelten Bahnstörungen der bekannten Planeten auf weitere unsichtbare Planeten geschlossen werden, die dann tatsächlich auch entdeckt wurden (Uranus, Neptun oder Pluto). Erkenntniswissenschaft kann also entdecken, d.h. bisher Verborgenes (Objektives) ins Bewusstsein (ins Subjektive) bringen.

Die „Kreativwissenschaft“ „kriecht“ aus ihrer Beobachtung hingegen eine Hypothese oder Idee für eine neue, bisher noch nicht-existierende

Form (F) danach, in Zukunft.¹² Dabei kann vorderhand weder eine äußere Beobachtung gemacht noch eine direkte Gesetzmäßigkeit (Formel) verwendet werden, wodurch die klassische „Erkenntniswissenschaft“ und ihre Methoden größtenteils nicht anwendbar sind. Zum Beispiel ist auch die in der „Erkenntniswissenschaft“ übliche Falsifizierungsmethode (Popper) nicht anwendbar. Die Validität einer Idee (Hypothese) ist nicht durch weitere, genauere Beobachtungen oder Messungen falsifizierbar, da das Objekt noch nicht existiert, also auch nicht beobachtbar ist. Die Gültigkeit wird hier erst mit der Umsetzung „falsifiziert“, d.h. es gelingt oder es gelingt nicht, wobei die Bedingungen dazu als komplexe Größen ebenfalls nicht eindeutig vorhersagbar sind. Kreativwissenschaft kann also Neues schöpfen, d.h. bisher noch nicht Existierendes in die Welt bringen. Damit geht sie auch von einer anderen, viel stärker prozesshaften Subjekt-Objekt-Beziehung aus.

Unter den Alternativen zum Subjekt-Objekt-Modell, die in der Wissenschaftstheorie diskutiert werden, kann der *methodische Konstruktivismus*¹³ von Wilhelm Kamlah und Paul Lorenzen (1996) als geeignete Erweiterung angeführt werden. Dabei wird ein anderes Verhältnis von Theorie und Praxis entwickelt, indem ein Anfang aufgezeigt wird, „der als Anlass und Ausgangspunkt jeder Theoriebildung einsichtig gemacht werden kann“ (Scherer / Marti, 2019, S. 38). Diese „primäre Praxis“ ist „der Handlungszusammenhang, in dem die Menschen ihr Leben ohne die bewusste und reflektierte Anwendung von Theorien bewältigen“ (ebd.). Wenn die Handelnden nun realisieren, dass ihr Tun nicht ohne Weiteres gelingen kann, können sie besondere Anstrengungen entwickeln, um sich über die Situation und die Bedingungen ihres Erfolges im Klaren zu werden. Damit distanzieren sie sich von der primären Praxis und betreten die „theoretische Praxis“ (Scherer / Marti, 2019, S. 39) und bemühen sich, Wissen zu bilden, um die wie auch immer gearteten Probleme von technischer, politischer oder anders gearteter Verständigung lösen zu können. Hier kommt die Kreativität ins Spiel. Dieses Wissen wird anschließend in der „theoriegeleiteten Praxis“ angewendet. Wenn sich die neuen Problemlösungshandlungen bewähren und zu einer Routinehandlung werden, sind sie wieder zu

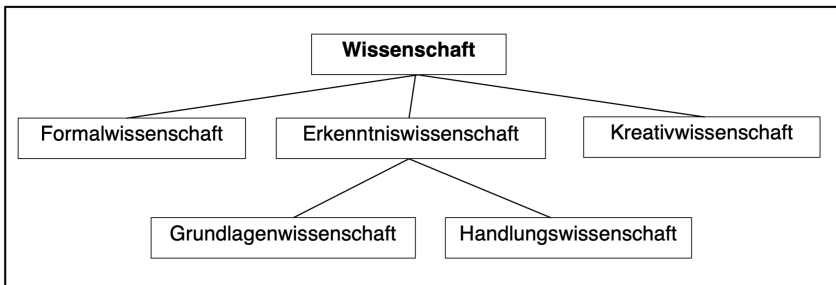
12 Wobei hier die Wörter „Formel“ und „Idee“ nur als Metaphern stehen, denn Erkenntnis bestehender Zusammenhänge muss sich nicht zwangsläufig in einer Formel verdichten lassen und unter „Idee“ ist hier auch nicht der universelle Begriff nach der platonischen Ideenlehre gemeint, sondern die Idee im engeren Sinne als etwas Neues, als Grundlage der Kreativität.

13 In seiner Anfangszeit auch als Konstruktivismus der „Erlanger Schule“ bezeichneter methodenkritischer Ansatz der Wissenschaftstheorie.

„primärer Praxis“ geworden, und der Kreis schließt sich. (Scherer / Marti, 2019, S. 40)

Die produktive Begründung richtet sich also ausgehend von der Basis bestehender, bereits akzeptierter Thesen auf ein gemeinsames Ziel aus, eine neue These zu entwickeln, die die inzwischen aufgetretenen Mängel der bestehenden Vorstellungen aufheben kann. Dieser Ansatz soll mit dem im Kapitel 2 vorgestellten „Utopieprozess“ weiterverfolgt werden. Die mögliche Einordnung ins System der Wissenschaftssystematik könnte dann wie folgt aussehen:

Abbildung 3: Ergänzte Wissenschaftssystematik¹⁴



Dabei werden zur Formalwissenschaft üblicherweise Philosophie, Logik und Mathematik gezählt und die Erkenntniswissenschaft wird auch als Realwissenschaft bezeichnet. Die Frage, die dabei behandelt werden müsste, ist, inwiefern die heutige Vorstellung der Handlungswissenschaften dabei neu gefasst werden müsste. Gerade in der Soziologie gäbe es gute Ansatzmöglichkeiten, um sich hier anzunähern und eine solche Art von Wissenschaft zu etablieren, die nicht nur induktiv und deduktiv vom Bestehenden ausgeht, sondern „inventiv“ auch absolut Neues postuliert und entwickelt. „Der Begriff *Kreativität* bezieht sich auf das Handeln“, sagt Karl-Heinz Brodbeck (1995, S. 18) und ergänzt dann: „Wir nennen ein Handeln kreativ, das ein [...] neues und wertvolles (nützliches) Produkt hervorbringt.“ (1995, S. 19) Eine spezielle Art des Handelns also, die sich an die handlungsorientierte Richtung der Soziologie (Weber, Parsons) anschließen lässt, wie z.B. durch Joas (Die Kreativität des Handelns, 1992) bereits vor über zwanzig Jahren gezeigt. Dieses Postulat einer eigenständigen

14 Darstellung in Anlehnung an Decressonnière (1999, S. 6) und Ulrich / Hill (1979).

1. Einführung und Forschungsansätze

gen „Kreativwissenschaft“ könnte also durchaus wissenschaftstheoretisch stringent fundiert werden, was hier aber nicht das Ziel ist.

Der aktuelle Stand der Diskussion zur Kreativität im wissenschaftlichen Bereich steht heute noch stark im Bann der Erkenntniswissenschaften. Z.B. sagen zwei der Autoren im kürzlich herausgegebenen Werk „Wissenschaft und Kreativität – Eine Selbstvergewisserung“ der Universität Augsburg zur Frage „Was ist mit Kreativität gemeint?“: *„Im wissenschaftlichen Bereich könnte ‚Kreativität‘ ganz allgemein wie folgt umschrieben werden: Heute dasjenige völlig anders und neu denken, was die Probleme von heute verursacht hat und im Resultat dieses Denkprozesses idealerweise dazu führt, diese Probleme morgen gelöst zu haben.“* (Schneider / Reif, S. 235) Es geht also darum, sich *„in dem fortlaufenden Diskurs zu den Bedingungen von Kreativität im institutionellen Kontext von Wissen(schaft) und Universität in der Wissensgesellschaft zu positionieren“* (Schneider / Reif, S. 238).

So wird Kreativität sehr eng als analytisches Werkzeug innerhalb der bestehenden Wissenschaften gesehen. Man kann dabei auch den Einfluss der zurzeit in der Wirtschaft dominanten „Innovationsidee“ herauslesen (siehe Abschnitt 2.4.1). In dieser Richtung scheint also noch keine echte „Kreativwissenschaft“ als eigenständige Fakultät in Sicht.

1.5.4. Zum normativen Verständnis

Durch die oben dargelegte Sichtweise einer „kreativwissenschaftlichen Herangehensweise“ muss auch die Bedeutung des „normativen“ Verständnisses hinterfragt werden, das in der heutigen Wissenschaft als starkes Unterscheidungsmerkmal eingesetzt wird, um die zentralen „objektiven“ Grundlagenwissenschaften von den peripheren „subjektiven“ Handlungswissenschaften zu unterscheiden. Selbstverständlich ist eine These wie diese, die ein „besseres“ Wirtschaftsmodell postuliert, in dieser Sichtweise zutiefst normativ. Dabei wird aber vergessen, dass die gesamte abstrakte Wirtschaftstheorie nur normativ geprägt sein kann, wie bereits Max Weber festgestellt hat, indem er sie als *„Ideen historischer Erscheinungen“* bezeichnet, die *„ein Idealbild der Vorgänge auf dem Gütermarkt bei tauschwirtschaftlicher Gesellschaftsorganisation, freier Konkurrenz und streng rationalen Handeln“* darstellen (Weber, 1904, S. 125). Weber stellt dabei fest, dass es ein nach bestimmten Grundsätzen konstruiertes Bild ist: *„Dieses Gedankenbild vereinigt bestimmte Beziehungen und Vorgänge des historischen Lebens zu einem in sich widerspruchslosen Kosmos gedachter Zusammenhänge. Inhaltlich trägt diese Konstruktion den Charakter einer Utopie an sich, die durch gedankliche*

Steigerung bestimmter Elemente der Wirklichkeit gewonnen ist.“ (Weber, 1904, S. 125) Als Grundlage einer solchen Konstruktion müssen bestimmte Annahmen getroffen werden, die zumeist eng mit Wertehaltungen verknüpft sind. Die freie Konkurrenz z.B. wird, indem sie vorausgesetzt wird, als positive und zu erfüllende Komponente in die Idee eingebaut. Weber schreibt treffend: *„den Charakter einer Utopie“*, aber es ist eben gerade keine Utopie, sondern eine besondere Art der Rekonstruktion der *„historisch gegebenen modernen verkehrswirtschaftlichen Organisation der Gesellschaft“* (Weber, 1904, S. 125). So ordnet sich das Vorgehen auch folgerichtig in die Erkenntniswissenschaften ein, während eine echte Utopie aus bestehenden Idealen heraus eine zukünftige Organisation der Gesellschaft entwirft, die durch entsprechende Maßnahmen angestrebt werden kann (Kreativwissenschaft).

Unter dem Begriff der normativen Position wird oft verstanden, *„die Welt zu verstehen und auf der Grundlage von moralischen Werten, die von diesen Autoren als ursprünglich angesehen werden, Rat zu geben. Wichtigste Methode dabei ist die Hermeneutik.“* (Stangl, 2021) Dieses Verständnis greift hier zu kurz. Moralische Werte an sich sind nicht ausreichend, um die Welt zu verstehen, sondern moralische Werte orientieren sich am Kollektiv und müssen im gesellschaftlichen Zusammenhang betrachtet werden. Ich gehe hier von Parsons Vorstellung der normativen Muster aus, d.h. von der ordnenden Funktion von Institutionen bzw. der Institutionalisierung als Voraussetzung für soziale Ordnung. Dabei dienen Normen und Werte als *allgemeine* normative Orientierung, die aber in der Regel zu allgemein sind und dem Individuum nicht genau sagen, was es in einer spezifischen Situation tun oder lassen soll. *„Genau das leisten Institutionen. Sie sind spezifische, differenzierte Regelungen für Ausschnitte der gesellschaftlichen Struktur und setzen fest, welche Rollen in einer gegebenen Situation wie zu spielen sind.“* (Abels, 2004, S. 175f.)

Die Aufgabenstellung der Modellentwicklung einer komplexen Organisation kann in diesem Kontext auch als „Institutionsentwicklung“ gesehen werden und läuft darauf hinaus, ein komplexes Wertgefüge, das zum Teil vorgegeben wird und zum Teil als Verhaltensannahme vermutet wird, in eine Gesamtform zu bringen. Einzelne normative Grundpositionen, die hier eingenommen werden und im Weiteren auch noch offengelegt werden, können aber am Schluss nicht eins zu eins als Beurteilungskriterien hinzugezogen werden, weil sie ja, wie schon mehrfach betont, in einem kreativen Prozess in den organisationalen oder institutionellen Rahmen (das Modell) eingearbeitet sein werden. Grundsätzlich wird hier – wie in der Aufgabenstellung und Zielsetzung beschrieben – von einer gestaltba-

1. Einführung und Forschungsansätze

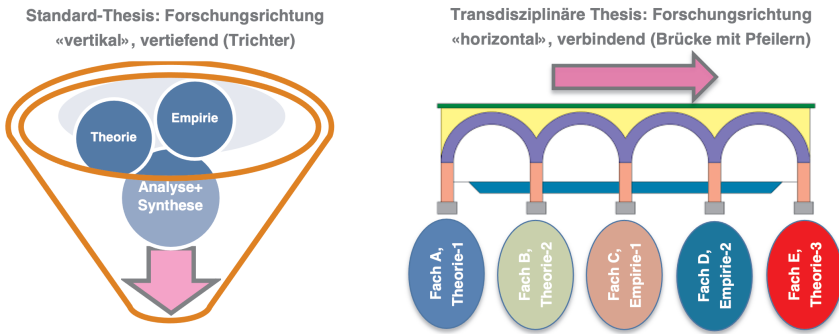
ren Zukunft ausgegangen, die sich durch markante „Verbesserungen“ von der gegenwärtigen Situation unterscheidet. Die Basis dazu liefert ein bestimmtes Menschen- und Gesellschaftsverständnis, das zusammenfassend als „utopisch-sozialistisch“ bezeichnet werden kann. Dieses Verständnis wird auch bei der Methodenbetrachtung im nächsten Kapitel implizit und explizit dargestellt und verdichtet. Weitere Aspekte der Werthaltungen in dieser Arbeit werden im Kapitel 3 bei der Kritik an der bestehenden Wirtschaftsweise und am Geldverständnis aufgeführt. Ich nehme hier damit eine „normative Komplexität“ in Anspruch, die sich auch aus der Aufgabenstellung und dem transdisziplinären Ansatz ergeben muss.

1.5.5. Transdisziplinarität und didaktische Assoziation

Es handelt sich bei der vorliegenden Arbeit um ein transdisziplinäres Vorgehen.¹⁵ Der transdisziplinäre Ansatz führt dazu, dass ein Weg durch verschiedene Gebiete zurückgelegt werden muss, womit zwangsläufig nur partielle Aspekte der jeweiligen Disziplinen berücksichtigt werden können. Die Arbeit beleuchtet also nicht ein gewisses Thema und vertieft dieses analytisch so, dass vertiefte Erkenntnisse daraus gewonnen und bestehende vermehrt werden können, sondern sie verbindet Disziplinen und schafft durch die Qualität der Verbindung einen neuen Weg für das Denken und möglicherweise auch für die Praxis. Dies erfordert zwangsläufig ein anderes Vorgehen und eine andere Haltung sowohl der Wissenschaftlerin oder des Wissenschaftlers als auch der Leserinnen und Leser der Arbeit. Dieser Unterschied zwischen einer konventionellen Standard-Thesis und dieser transdisziplinären Arbeit kann wie folgt illustriert werden:

15 Dazu findet sich eine schöne Formulierung in Wikipedia: „Typisch für transdisziplinäre Projekte sind das Überschreiten von Disziplinengrenzen sowie ein Zusammenspiel von gesellschaftlich-politischen und wissenschaftlich-analytischen Entscheidungs- bzw. Problemlösungsprozessen.“ <https://de.wikipedia.org/wiki/Transdisziplinarit%C3%A4t>, Zugriff 08.01.2019.

Abbildung 4: Unterschiedliche Konzeption zwischen einer Standardthese und einer transdisziplinären These¹⁶⁾



Während im Standardfall vertiefend gearbeitet wird (Trichtermodell), ist das Vorgehen der vorliegenden Arbeit mit einer Brücke vergleichbar, die über Pfeilern (wissenschaftliche Fundierung, tragend, vertikal, massiv, aufbauend, monolithisch in sich ruhend) einen Weg (Fahrbahn, Verbindung horizontal, „Entwicklungsweg“) über die dazwischenliegenden „Abgründe“ ermöglicht. Dabei sind Begehbarkeit und Ebenheit das Maß mit den Qualitäten dünn, aber ausreichend, minimales Gewicht, elastisch, anschlussfähig.

Ein ähnliches Bild wie dasjenige der Brücke, das „Scheinwerfermodell der Genossenschaftslehre“, wird auch von Blome-Drees vorgeschlagen, um den multitheoretischen Ansatz der anwendungsorientierten Genossenschaftslehre zu beschreiben (vgl. Blome-Drees 2011, S. 7, in Anlehnung an Kirsch/Seidl/Aaken).¹⁷

Üblicherweise dominieren in einer Standard-These die analytischen Methoden, indem durch verfeinerte Unterscheidung ein Fortschritt zu erzielen versucht wird. Dabei wird heute in der Soziologie die empirische Forschung bevorzugt, also Methoden und Verfahren zur systematischen Erfassung und Deutung sozialer Sachverhalte. Hauptsächlich wird dabei

16 Eigene Darstellung unter Verwendung eines Brückenschemas aus Wikipedia https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Bogenbr%C3%BCcke_gef%C3%BCllter_Bogen_Schema.svg, Zugriff 08.01.2019.

17 „Die Probleme der Genossenschaftspraxis richten die Aufmerksamkeit demnach auf eine Reihe unterschiedlicher Theorietraditionen, die von der Genossenschaftslehre als potenzielle Kandidaten für die Erfassung und Bewältigung solcher Probleme berücksichtigt werden können.“ (Blome-Drees, 2011, S. 6).

mit den Methoden der quantitativen und qualitativen Sozialforschung gearbeitet (Baur / Blasius, 2014).

Im Gegensatz dazu hat die Genossenschaftswissenschaft oder Genossenschaftslehre, die sich als Teil der Betriebswirtschaftslehre sieht, schon länger den Anspruch, erkenntnispluralistisch angegangen zu werden (Blome-Drees, 2011). Sie grenzt sich dabei auch von einer neoklassisch ausgerichteten Forschungstradition der Wirtschaftswissenschaften ab, die das Problem der Zuordnung knapper Ressourcen unter Zugrundelegung von rational handelnden Wirtschaftssubjekten durch eine vereinfachende mathematische Modellkonstruktion vorsieht. Insbesondere die Makroökonomie versucht das Gleichgewicht von Marktprozessen anhand marginalanalytischer Überlegungen und mit *ceteris-paribus*-Annahmen¹⁸ in mathematische Formeln zu fassen und durch Reduktion dieser Formeln quasi Prognoseinstrumente für wirtschaftliche Vorgänge herzuleiten (vgl. Zerche et. al., 1998, S. 2-4). Dabei handelt es sich um eine Vorgehensweise und Lehre, die zwar immer stärker kritisiert wird¹⁹, jedoch nach wie vor die Wirtschaftswissenschaften dominiert. Die vorliegende Arbeit baut auf einem pluralen Ansatz auf und arbeitet mit dem „Denken in Komplementaritäten, das verschiedene Denkschemata gleichrangig nebeneinander stehen lässt“ (Blome-Drees, 2011, S. 5). Im Raster der „Aussagen in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaft“ von Werner Wilhelm Engelhardt (1985, S. 39) kann diese Arbeit auf der rechten Seite lokalisiert werden. Sie ist präskriptiv, nicht deskriptiv, hat einen Schwerpunkt auf Aussagen normativer Art, verwendet subjektive Überzeugungen und versucht, objektive Geltungsansprüche zu erheben. Der Charakter der Arbeit könnte damit als soziotechnisch-dogmatisch bezeichnet werden.

Ein weiteres Merkmal der angewendeten Methodik ist, dass die Auswahl der Theorien und der empirischen Befunde oder von Aussagen und Vorschlägen früherer Autorinnen und Autoren nach ihrer „Passung“ zu den postulierten Hypothesen erfolgt und in einem gewissen Sinne „willkürlich“ erscheinen kann. Diese Technik wird hier als „didaktische Assoziation“ bezeichnet. Dieser Begriff ist abgeleitet von Johann Friedrich Herbarts Vorstellung der vier Formalstufen, in denen die Aufnahme neuer

18 Annahme der Konstanz der Bedingungen.

19 Zum Beispiel kommt eine kürzliche Untersuchung der makroökonomischen Lehrbücher für Studierende der Wirtschaftswissenschaften von Peukert zum Schluss, dass das in Deutschland meistverwendete Buch „Makroökonomie“ von Blanchard und Illing (2017) ideologisch einseitig, inkohärent, mit Beliebigkeit in der Annahme der Wirkungsketten etc., nicht als Einführung in die Makroökonomie empfohlen werden kann (vgl. Peukert, 2018, S. 80).

Wissenselemente durch Assoziation und der Einbau dieser Elemente in das System des vorhandenen Wissens zentrale Elemente darstellen (vgl. Willmann / Roloff, S. 1336–1342). Ein mehr technischer heutiger Ausdruck dafür könnte „Samplingtechnik“²⁰ sein.

Genauer betrachtet handelt es sich also nicht um Willkür, sondern es geht um einen Unterschied bei der Kategorienbildung. Während die Naturwissenschaft als Erkenntniswissenschaft z.B. am Himmel aus allen leuchtenden Punkten genau diejenigen fokussiert, die sich gegenüber den anderen bewegen, diese als Planeten bezeichnet und aus deren Beobachtung anschließend das Sonnensystem postuliert, würde durch „Sampling“ als Teil der Kreativwissenschaft ein Sonnensystem als Idee bereits antizipiert und es würden Möglichkeiten ausprobiert, in welcher Kombination und an welcher Stelle Planeten und Sonne(n) zueinander stehen könnten, um ein stabiles System zu bilden. Dabei sind die Gesamtzusammenhänge und Verhältnisse zueinander naturwissenschaftlichen Gesetzen unterworfen, aber die Gestaltung an sich ist nicht dadurch determiniert.

Ein weiterer Punkt einer solchen didaktischen Assoziation ist, dass Beiträge und Theorien, die hier verwendet werden, nicht auf dem letzten Stand der Forschung sein müssen. Sie sollen in sich schlüssig und wissenschaftlich vertretbar sein, aber das besondere Augenmerk richtet sich auf ihre Eignung, um Verbindungen zu anderen Forschungsgebieten herzustellen und das Modell damit abzustützen. Das heißt, dass sich generelle Ansätze, die Bezüge zu anderen Richtungen beinhalten, eher anbieten als spezifische, verfeinerte, aber isolierte Theorien, die bereits durch eine breite Rezeption und Kritik bearbeitet wurden. Aus diesem Grund ist insbesondere in der Soziologie auch die ältere Forschung, die noch stärker auf Kategorien und Grundsätze Wert legte, besser geeignet als Fundament für die einzelnen „Pfeiler“ eines transdisziplinären Ansatzes. Ein weiterer Grund, warum im vorliegenden Fall stark auf ältere Theorien und Autoren zurückgegriffen wurde, liegt darin begründet, dass bei der Weiterentwicklung der Fachgebiete vielfach auch in sich gute Konzepte nur ungenügend aufgenommen oder auch später wieder verworfen werden und so in Vergessenheit geraten. In den Sozialwissenschaften ist ein Fortschritt der Theoriebildung ungleich schwerer zu beurteilen als in den Naturwissenschaften, wo neuere Theorien die bestehenden ablösen, weil sie imstande sind, die naturgesetzliche Wirklichkeit besser oder einfacher zu beschrei-

20 Sampling: Ein Begriff aus der Statistik (Stichprobe), der auch in der Musikindustrie verwendet wird, wenn verschiedene Ausschnitte von bestehenden Tonaufnahmen zu einem gänzlich neuen Stück zusammengefügt werden.

1. Einführung und Forschungsansätze

ben. Sozialwissenschaftliche Theorien können naturgemäß nicht so leicht mit einer konstanten „Wirklichkeit“ verglichen werden. Sie haben immer einen starken Bezug zum herrschenden Weltbild und sind durch sozialpolitische Entscheidungen beeinflussbar. Es kann deshalb nicht zweifelsfrei postuliert werden, dass der aktuelle Stand des wissenschaftlichen Diskurses die beste und umfassendste Erkenntnis bieten kann. Auch deshalb erachte ich es als zulässig, gerade ältere Werke und Autorinnen und Autoren des 19. Jahrhunderts und aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu konsultieren und auf ihnen aufzubauen, auch ohne die spätere Kritik an ihnen vollumfänglich zu sichten.

1.5.6. Stellung der Hypothesen

Die gewählte Methodik und Vorgehensweise, insbesondere auch die später dargestellte Methode einen Utopieprozess zu nutzen, benötigen ein anderes Verständnis des Hypothesenbegriffes. Eine Hypothese im Rahmen dieser Arbeit stellt eine begründete Annahme im Sinne einer qualifizierten Vermutung oder Bewertung dar, die im Rahmen des später beschriebenen Utopieprozesses als Ausgangselement für die Konzeption des Modells eingesetzt werden kann. Es handelt sich, um das Bild der Brücke nochmals zu gebrauchen, um eine Vermessung der Landschaft, in der die Brücke steht. Die Hypothesen zeigen das Profil und stellen entsprechende Anforderungen an den Bau. Alles entscheidend bleibt nicht die verifizierte oder falsifizierte Einzelhypothese, sondern der Sinn der neuen Verbindung. Die wissenschaftlichen Fragen dazu lauten somit: Ist die Hypothese genügend begründet und trägt sie zur Konsistenz des Modells bei? Bildlich gesprochen: Hat diese Brücke eine Berechtigung und gibt es genügend Evidenz, dass sie einen gangbaren Weg zum anderen Ufer anbietet? Die Hypothesen werden deshalb in dieser Arbeit zwar begründet, aber nicht als Ausgangslage einer Falsifizierung verwendet. Die Überprüfung hat sich zuerst auf die Konsistenz und Tragfähigkeit des darauf aufgebauten Modells zu richten.

1.6. Vorgehen

Der Weg zur Erarbeitung des neuen Modells erwies sich im Laufe der Zeit als ein verschlungener Pfad mit vielen Abzweigungen und Rekursionen, wie er vermutlich in vielen anderen Promotionsvorhaben auch angetroffen wird. Durch die Transdisziplinarität und durch die fehlenden

Vorbilder ähnlicher Vorhaben erwiesen sich diese Schleifen aber als besonders weitläufig und schwierig zu vermeiden. Das Modell wurde in einer ersten Form erstellt und dargestellt, aber diese Skizze lässt noch viele Fragen offen und eröffnet viele weitere Arbeitsgebiete, sobald man sich weiter eindenkt und zum Beispiel genauere Fragen der Realisierbarkeit stellt. Das beschriebene Vorgehen und der dargestellte Gestaltungsprozess haben deshalb noch einen stark evolutiven „*trial & error*“-Charakter (nach Thorndike, vgl. Becker, 1998) und könnten vermutlich bei einem weiteren Modellentwicklungsvorhaben straffer und effizienter gestaltet werden. Das Ziel war aber hier nicht, ein effizientes Vorgehen zu beschreiben, sondern ein möglichst optimales Modell zu entwickeln. Das dazu verwendete methodische Gerüst und Vorgehen standen – wie bereits erwähnt – nicht im Fokus.

Die Arbeit ist nun folgendermaßen aufgebaut:

Nach diesem ersten einführenden Kapitel werden im zweiten Kapitel eine Methodenbetrachtung und Einführung der wichtigsten Theorien und Methoden vorgenommen, die im Weiteren verwendet wurden. Diese sind nicht vollständig ausgeführt, sondern werden in den weiteren Kapiteln nach Bedarf mit zusätzlichen Methoden ergänzt (siehe vorhergehende Bemerkung zum Vorgehen).

Ausgangslage ist die Frage nach gesellschaftlichen Veränderungsprozessen und nach der Rolle von Utopien und Leitbildern. Hier wird ein „Utopieprozess“ hergeleitet, der in der Modellentwicklung Verwendung findet. Weiter werden verschiedene Aspekte der Systemtheorie, des Organisationsdesigns und des Währungsdesigns besprochen, die ebenfalls für den Modellbau verwendet werden. Außerdem wird eine historisch-kreative Analyse entworfen, die anschließend zur Identifizierung und Auswertung vergangener Ideen verwendet wird.

Im dritten Kapitel mit dem Titel „Der Sozialismus und weitere Arbeitshypothesen“ wird diese Analyse verwendet, um aus kritischer Betrachtung unserer Wirtschaftsweise und des bestehenden Finanzsystems sowie aus historischen Theorien und Beispielen zwei Kernhypothesen und weitere zwanzig Arbeitshypothesen zu extrahieren. Diese verdichtete Kritik, die Erkenntnisse und Ideen stellen das Ausgangsmaterial dar, um den beschriebenen Utopieprozess starten zu können.

Der Utopieprozess bildet die Basis der Modellentwicklung im vierten Kapitel. Dieser beginnt mit der eigentlichen Utopie, dem Bild oder Narrativ des als bereits bestehend vorgestellten Modells. Dieses wird in einem erzählerischen Exkurs als Besuch einer Vollgenossenschaft beschrieben. Von diesem Gesamtbild ausgehend wird durch einen zusätzlichen, achteiligen

Modellbildungsprozess die Gestaltung des Organisationsdesigns der neuen „Vollgenossenschaft“ weiter spezifiziert. Dazu gehören eine Grundkonzeption der Organisation, eine Leitbildentwicklung und das Systemdesign, womit die Hauptstrukturen festgelegt werden. Anschließend wird das Modell in einigen Elementen wie Organen, Prozessen und Regelungsgrößen ausgebaut und genauer beschrieben. Die damit entstandene Skizze deckt wichtige Bereiche von Strukturen, Werten, Funktionen und Zusammenhängen ab, ist aber noch nicht mit sozialpsychologischen, verhaltensökonomischen oder politischen Erkenntnissen abgeglichen, sondern stellt ein „Rohmodell“ dar, das grundsätzlich und funktional-adäquat vorstellbar sein soll.

Die Transformationsfrage, Überlegungen zur Verifizierung des Modells und einige Fragen der Kritik werden im fünften Kapitel behandelt. Gewisse Elemente aus dem Modell wurden dabei mit der Planspielmethode simuliert und lassen Rückschlüsse auf eine Realisierbarkeit zu.

Zum Abschluss folgen im letzten Kapitel eine Zusammenfassung und nochmalige Verdichtung des Modells zu einem Bild sowie die weiteren Aussichten und Forschungsdesiderate.

Das Vorgehen umfasste damit folgende Arbeitsbereiche:

- Literaturstudium: Soziologische Grundlagen, genossenschaftswissenschaftliche Grundlagen, insbesondere auch Utopien, Konzepte und Vorstellungen aus der Anfangszeit der modernen Genossenschaften, sowie Grundlagen zur Bedeutung von Utopien und Leitbildern
- Suche nach Beispielen und historischen Experimenten mit der Möglichkeit, Daten und Angaben zu erhalten, um die Konzeption, die Erfolgsfaktoren und allenfalls die Gründe des Scheiterns analysieren zu können, dies auch im Sinne einer historischen Problemrekonstruktion²¹
- Konkrete Modellgestaltung durch die Entwicklung von Teilkonzepten und Vorschlägen, die Erarbeitung einzelner Aspekte und Bestandteile als kreativen Akt, aber auch direkt im Dialog mit und im Umfeld von bestehenden Genossenschaften; danach Synthese der Teile zu einem zusammenhängenden Ganzen, „dem Modell“.

21 Klaus Novy schlägt vor, den Weg zur „Konkretisierung abstrakter Theorie in Richtung auf wirtschaftspolitische Schritte“, also von der allgemeinen Analyse zur konkreten Realanalyse, mithilfe einer Brücke der „historischen Problemrekonstruktion“ zu überwinden. Das heißt: Ein aktuelles Problem wird als Ausgangspunkt und Selektionsprinzip gewählt und sodann die Aufarbeitung der Vorgeschichte des Problems sowohl als Realgeschichte als auch als Ideengeschichte (!) systematisch vorgenommen. (vgl. Novy, 1979, S. 486)

- Erfassung und weitere Bearbeitung der Synthese und Versuch, das Modell auch kommunizierbar und für Fachleute, aber auch Laien, verständlich zu machen

Dabei wurden über mehr als fünf Jahre in mehreren Stufen jeweils Teile der Inhalte erarbeitet. Dieses Vorgehen verlief zumeist nicht linear, sondern war auch durch äußere Umstände und die Möglichkeiten der jeweils nur kurzfristigen und projektbezogenen Finanzierung bedingt. Dennoch gelang es, währenddessen auch eine größere Anzahl von Publikationen zu erstellen und das Thema im Umfeld der Genossenschaftswissenschaft und auch der wissenschaftlichen Kreise, die sich mit komplementären Währungen befassen, zu verankern.

Im letzten Teil der Arbeit von 2019 bis 2021 wurde das Modell fertiggestellt und es wurden alle vorhandenen Bausteine in der vorliegenden Monografie zu einem möglichst überzeugenden Bild zusammengesetzt.

